

Diesseits und jenseits des Schwielowsees

Frankfurter Allgemeine, 9. April 1992

Blütensaison in Caputh, Baustreitereien in Petzow und die Geschichten eines alten Briefträgers

Von Peter Hahn

Willi Aftring ist neunzig. Als Junge fuhr er auf dem Kahn seines Vaters die Havel rauf und runter. Als junger Mann handelte er mit Obst und Eiern. Als das nichts mehr einbrachte, ging er zur Post. Er wurde Briefträger.

Als Albert Einstein im Jahre 1928 das alte Fischerdorf Caputh zu seinem Sommersitz wählte und der Architekt Konrad Wachsmann für die Familie ein Holzhaus nebst einem Anbau geschickt in das abschüssige Gelände über der Havel baute, hatte Willi Aftring eine neue Adresse zu beliefern: Am Waldrand 3. Wer vier Jahre Post von Albert Schweitzer, Charlie Chaplin und Romain Rolland zu den Einsteins brachte, mit dem Gelehrten Pilze sammelte und mit dem Ungelehrten auf Segeltour ging, kann Geschichten erzählen. „Die Einsteins ließen sich das kleine Haus auf eigene Kosten bauen, nachdem die Stadt Berlin dem Wissenschaftler zu dessen 50. Geburtstag ein Haus im Grünen geschenkt hatte, ohne tatsächlich eines zu besitzen.“

Hier verbrachte Familie Einstein zwischen 1929 und 1932 die Sommermonate. Danach wurde der Wissenschaftler aus Deutschland vertrieben, das Haus enteignet. „Nach dem Kriege ordnete die sowjetische Militäradministration die Instandsetzung des Gebäudes an für den Fall der Rückkehr Einsteins. Als der nicht kam, wurde es in den Wohnungsmarkt eingebracht.“ 1979 wurde der denkmalgeschützte Bau rekonstruiert und der Wissenschaftsakademie der DDR übergeben. Inzwischen hat das Potsdamer Einstein-Laboratorium Rechtsträgerschaft und Schlüssel übernommen.

Dreißig Jahre lang trippelte Willi Aftring als Briefträger durch Caputh. Unten an den beiden Havelseen, dem Templiner und dem Schwielowsee, liegen das Dorf und das Schloß, die der Große Kurfürst 1662 erstanden hat. Für Kurfürstin Dorothea war das Schloß zwischen 1671 und 1689 ein geliebter Wohnsitz. Nach deren Tod schenkte es Kurfürst Friedrich III. seiner Gemahlin Sophie Charlotte. Da wurde es „ein bevorzugtes Schloß, eine Sehenswürdigkeit von Ruf“. Fontanes Recherchen ergaben, daß man Summen für seine Instandhaltung und Ausschmückung einsetzte, „sei es nun, um vorübergehend hier eine Villeggiatur zu nehmen, oder sei es, um es etwaigem, bei Hofe eintreffendem Besuche als ein kleines märkisches Juwel zeigen zu können“. Von einem Juwel ist es heute weit entfernt; das Gejammer über den Zustand der märkischen Schlösser ist bekannt. Das Haus steht; es hat ein gutes Dach über dem Kopf, und am Schloßtor deuten Schilder darauf hin, daß hier gewerkelt wird.

Willi Aftring hat es mit den Augen. Um so besser geht es mit den Beinen. „So isses, mein Lieber, so isses.“ Jeden Tag bringt er seine zehn bis zwanzig Kilometer hinter sich. Wer ab und an in die frühere „Volksstimme“ der SED und jetzige Potsdamer „Märkische Allgemeine“ schaut, findet in den neuesten Nachrichten aus dem „Land um Berlin“ gelegentlich den Hinweis, daß sich die Wanderfreunde donnerstags um zwölf Uhr auf dem Potsdamer Bassinplatz treffen, den Bus nach Caputh nehmen und dort vom wohl ältesten Wanderführer des Landes Brandenburg erwartet werden.

Zuerst bietet Willi Aftring der Wanderschar einen Überblick. Vom Caputher Hügel, der 76,3 Meter, hoch ist und sich Krähenberg nennt, schaut man ins Havelland. Der langgezogene Havelort am engen Übergang zwischen dem Templiner und dem Schwielowsee gehörte schon immer zu den Lieblingszielen der Berliner. Die Ausflugsgaststätte „Fährhaus Caputh“ an der Großen Gemünde, ein Relikt aus den alten Zeiten von „Bellevue“, neben der die Autofähre zwischen sechs Uhr früh und zehn Uhr abends tuckernd die Verbindung zwischen dem Dorf und seinem „drüben“ gelegenen Bahnhof schafft, gehört noch zu den idyllischsten Plätzen in dieser Gegend. Wenn aber die S-Bahn demnächst wieder die Berliner Mitte mit Babelsberg, Potsdam, Wildpark und Caputh-Geltow verbindet, in sechzig Minuten, wird es mit der Romantik bald aus sein.

Am westlichen Ufer des Schwielowsees liegen Baumgartenbrück und Geltow, dahinter, hinter, havelabwärts, liegt die Inselstadt Werder, die nun bald wieder zur Baublüte bittet. Das Werdersche Baublütenfest hat seit 1879 Tradition. Damals beschloß der Obstbauverein Werder, die Baublüte in allen Berliner Zeitungen bekanntzugeben. Mitte Mai trafen die ersten Extrazüge aus allen Himmelsrichtungen ein. Der Rest kam mit den Dampfschiffen, mit Bussen, auf Rädern und zu Fuß. Neuerdings kommt man mit dem eigenen Auto, so daß auf der Bundesstraße 1 zwischen Brandenburg und Potsdam an den Wochenende der Verkehr steht. Spätestens am Himmelfahrtstag drängeln sich Zehntausende durch die holprigen Kopfsteinpflasterstraßen und grölen lautstark in den Schankstätten nach Obstwein, Selbstgeschlachtetem und Fisch.

Noch ist viel zu tun in Werder. Die Anlegestelle der Potsdamer Weißen Flotte in „Werder-Insel“ könnte außer weißer Farbe auch einiges andere gebrauchen. Durch die engen Gassen donnern noch immer die Linienbusse über den Marktplatz. Das einst mit königlicher Genehmigung gebaute Schützenhaus weiß inzwischen von sieben zukünftigen Nutzungskonzepten und keiner Entscheidung. Am Havelufer rückversichert sich ein „Rat der Stadt“ mit „Baden auf eigene Gefahr“. Die Speisegaststätte „Prinz Heinrich“ serviert im preußisch-restsozialistischen Stil einen schwimmenden Kompakthaufen aus „Aal

grün, Salzkartoffeln, Gurkensalat" nebst Dill und Salatsauce auf einem Frühstücksteller. Während sich inzwischen immerhin die Apotheke am Markt auch als „Pilzberatungsstelle der Kreishygieneinspektion" empfiehlt, wird gegenüber im Insel-Galerie-Café die Ausstellung „Gut Ding“ gezeigt.

Der Schriftsteller Bernhard Kellermann, dessen Roman „Der Tunnel" wohl auch wegen seines technisch-utopischen Sujets einst weltweit ein Erfolg wurde, „erwarb um 1930 am Scheunenhornweg 37 ein Sommerhaus", in das er sich nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten ganz zurückzog. Für den Mann, der seit 1926 mit Gerhart Hauptmann, Ricarda Huch, Heinrich und Thomas Mann zu den ersten Mitgliedern der Sektion Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste gehörte und sich 1933 weigerte, „die neuen Kulturaufgaben zu übernehmen", interessiert sich hier keiner. Den Bürgermeister plagten andere Sorgen, und mit seiner Geduld ist es ohnehin nicht weit her, denn die Blütenstadt Werder erwartet ihre Gäste.

Mit alldem hat der Wanderer Willi Aftring nicht viel im Sinn. Wer der Baublütenbewegung, nun im Zeichen der Marktwirtschaft, entgegen will, weil er mehr fürs Ruhige ist und weil natürlich auch anderswo im Havelland zwischen Schwielowsee, Glindowsee und Großem Zernsee die Blütenträume reifen, läßt lieber wieder den Blick über die Seenlandschaft schweifen.

Drüben liegt Petzow. „Wie Buda-Pest, oder wie Köln und Deutz ein Doppelgestirn bilden, so auch Kaputh und Petzow. Sie gehören zusammen." Für Fontane, der bei Caputh beim K bleibt, bilden die beiden Orte diesseits und jenseits des Schwielowsees „eine höhere Einheit. Schönheit der Lage ist beiden gemeinsam; doch ist Petzow hierin weit überlegen, sowohl seiner eigenen unmittelbaren Erscheinung, als dem landschaftlichen Rundblick, den es gestattet."

Petzow gehörte einst dem Kloster Lehnin. Im 17. Jahrhundert wurde das Anwesen von der Familie Kaehne erworben. Neben Obst- und Gemüseanbau betrieben sie an der Flußbucht, die sich Grelle nennt, eine Ziegelei. „Den Stempel ihrer Ziegel, ein Wappenschild mit drei flachen Kähnen, findet man auf den Steinen vieler Potsdamer und Berliner Bauten." 1840 hatten die Kaehnes ihr ehrgeiziges Ziel erreicht: aus den ehemaligen Bauern waren inzwischen Unternehmer geworden, die nun in den Adelsstand erhoben wurden.

Wer auch immer den Park angelegt und das zwischen „italienischem Kastell- und englischem Tudorstil" sich präsentierende Schloß gebaut hat, Lenné, Schinkel oder andere, das Ensemble mit dem Gut, der Dorfstraße, der Hügelkirche, der Alten Schmiede, dem Waschhaus, dem Haussee ist als Ganzes „ein Landschaftsbild im großen Stil; nicht von relativer Schönheit, sondern absolut".

Über die Herren von Petzow gibt es viele Geschichten. Der wandernde Briefträger a. D. weiß zu berichten, daß „Kaehne auf jeden schoß, der ohne Einladung seinen Grund und Boden betrat, erbarmungslos. Vor Gericht soll er erklärt haben, daß er schon seinen Sohn instruiert habe, jeden Spitzbuben abzuknallen, weil das so Brauch ist auf Petzow und dieselbe Weisung er schon von seinem Vater bekommen hatte." Und weil das so ist, wurde schon 1919 in Straubes „Führer für Wasserfreunde" vor dem Anlegen in der südlichen Petzower Bucht gewarnt: „Man pflegt auf Personen, die das Land unbefugt betreten, zu schießen! Also Vorsicht! Nur an der Ziegelladestelle ist Landen möglich!"

Am Ortseingang steht jetzt ein neues Ortsschild: „Stadt Werder/Havel. Ortsteil Petzow. Kreis Potsdam". Entscheidungen über Petzow fallen in Werder - so unter Punkt 5 der Stadtverordnetenversammlung vom 12. Dezember 1991: „Für das gesamte Objekt Petzow wird dem Investor Yachthotel Chiemsee der Zuschlag erteilt. Ergebnis: mehrheitlich."

Die Formulierung ist irreführend. Was die neuen Volksvertreter da mit dem alten und im Sozialismus sehr gebräuchlichen Wort „Objekt" meinen, betrifft vor allem Park und Schloß. Petzow aber ist ein „Gesamtkunstwerk". Mit Verwunderung nimmt die Stadtverwaltung zur Kenntnis, daß der Denkmalschützer des Landes Brandenburg, Hartmut Dorgerloh, nun erst einmal Einspruch erhoben hat.

In Petzow haben kurzsichtige Lokalpolitiker mit Blick auf neue und in den Sternen stehende Arbeitsplätze mit dem leichtfertigen Ausverkauf einer Kulturlandschaft begonnen. Dabei haben es die Investoren vom „Yachthotel Chiemsee" leicht. In ihrem Werbetext müssen nur wenige Wörter ausgetauscht werden: „Nicht nur wegen seiner bevorzugten Lage direkt am See und Yachthafen zählt das Yachthotel Chiemsee (hier also Schloß Petzow) zu den schönsten Hotelanlagen im Chiemgau (nun auch in Brandenburg). Seine komfortablen Zimmer sowie das große Freizeitangebot sorgen für einen erholsamen Aufenthalt. Bei der Inneneinrichtung des Hauses wurde bevorzugt Zirbelkiefernholz gewählt (in Petzow wird man natürlich auf die havelländische Tradition der Akazien zurückgreifen)."

Der Zuschlag könnte einen Sinn bekommen, wenn die Chiemgauer bereit wären, unter bedingungsloser Oberaufsicht der Denkmal- und Landschaftsschützer nicht nur Schloß und Park zu renovieren, sondern neben der Kirche auch den Gutshof, das Dorf, die Halbinsel Hohe Werder an der Grellebucht und die Löcknitz als Einheit zu betrachten. So aber werden aus diesem einmaligen Ensemble nur die Filetstücke herausgeschnitten und vermarktet: Der Schilfgürtel am Schwielowsee wird einem Yachthafen weichen müssen, für die Schiffe der Weißen Flotte Potsdam wird die Anlegestelle am Schloß gesperrt, der

Lennésche Park wird den Hotelgästen vorbehalten sein, aus der Schinkel-Kirche wird ein Privatsender Hochzeiten im Rahmen von Wochenendpauschalen übertragen.

Inzwischen „versucht die Gemeinde, den Park von der Treuhand zu kaufen, aber nicht zu dem Preis“. Während der gereizte Bürgermeister versichert, daß „wir beabsichtigen, den Park öffentlich zu erhalten“, was man dem schnellen Herrn so gar nicht abnimmt, wettet der Wirtschaftsstadtrat „vor allem über die Leute aus den alten Bundesländern, die dieses Gebiet als exotisches Land betrachten“. Der wendersche Baustadtrat hingegen hält Entscheidungen „aber auf jeden Fall nur im Zusammenspiel mit den Einwohnern“ für machbar. So geben dann die Vertreter des Volkes auf einer Bürgerversammlung dem nächsten Investor die Möglichkeit, für sein Zersiedlungskonzept Stimmen derer zu sammeln, die nach Arbeitsplätzen schreien. Da werden alle Schlagworte aufgeföhren: Geschichte, Tradition, Kultur und Umwelt werden berücksichtigt, „die Einzigartigkeit und der kulturhistorische Wert dieser Landschaft werden eingebracht“, von einer „sensiblen, zurückhaltenden Bauplanung“ ist die Rede, „Wohnen, Tourismus und Freizeit werden in einem angemessenen Rahmen möglich“, zu „250 Arbeitsplätzen würden wir uns verpflichten, vielleicht auch 300, 400“.

Selbstverständlich wird ein Biotop erhalten, ein Kindergarten erstellt, eine Verkaufshalle eröffnet. An eine maximal zweieinhalbstöckige Bauweise wird gedacht, und an der nahen „Löcknitz wird eine Marina entstehen, für die es allerdings Probleme mit der Wassertiefe gibt“. Dort hin soll auch ein neues Jugendferienhaus, dessen „Zimmerpreis inklusive Dusche, Kochgelegenheit und Arbeitsraum bei 20 bis 25 Mark liegen“ soll. Das alles gipfelt in dem Investor-Statement: „Alles, was wir hier machen, ist von Schinkel vorgedacht.“

Einige Petzower glauben es, und die Politiker sind fast am Ziel ihrer Wünsche. Die bedenkenswerten Rufe des neugegründeten „Kulturvereins Petzow“ nach einem Gesamtkonzept werden ebenso überhört wie die Anmerkung eines Bürgers, daß „das Konzept mir keine Garantie für den Erhalt des dörflichen Charakters gibt“. Während der Bürgermeister verkündet, daß „in der nächsten Hauptausschußsitzung entschieden wird, wer den Zuschlag für das Entwicklungskonzept Petzow bekommt“, plädiert der Baudezernent vorsichtiger: „Man sollte lieber zweimal darüber nachdenken, bevor man diese Region opfert.“

Streitigkeiten haben in Petzow Tradition, und fast immer wurde dort gleich geschossen: Als einst Autofahrer irrtümlich in den Gutshof einföhren, wurden sie zuerst mit dem Gartenschlauch und dann mit der Schrotflinte attackiert, als ein Arbeiter heimlich einen Baum fällen wollte, fand man ihn später mit einem Lungensteckschuß im Wald. 1911 entdeckte man am Ufer den durchlöcherten Leichnam eines Jungen, und 1926 wurden im Park drei menschliche Skelette mit schußähnlichen Verletzungen freigelegt. Der Junker von Kaehne wurde nach einem Bericht von Kurt Tucholsky für den „Überfall auf ein harmloses Reiseautomobil mit drei Gewehrkgeln“ von einem deutschen Richter zu „10.000 Mark Geldstrafe“ verurteilt. In der „Weltbühne“ vom 9. Mär 1922 veröffentlichte er ein Gedicht:

Du dämlicher Hund liegst blutend im Wald.
Ein preußischer Adliger machte dich kalt.
Zitternd stand dein Junge dabei –
Mensch, du warst Nummer 103!
Wälz dich im Dreck - aber mach keine Szene.
Auf dich schoß nicht schlecht waidgerecht - Kaehne.
Das treibt er seit fünfzehn Jahren so.
Die braven Sonntagsausflügler sind froh,
wenn sie an seinem Anstand vorbei.
Einen Schritt zu weit - Schuß, Fall, Geschrei.
Der schießt aus Notwehr den Frau'n in die Beene.
Weil er bedroht wär.
Immer in Notwehr. - Kaehne.
Mit Landrat und Richtern im Amtsgestühl
Zusammengehörigkeitsgefühl.
Kein Gendarm, kein Landjäger sieht's.
Herr Hauptmann schießt auf die ganze Justiz.
Hat Waffen, Freiheit, Helfershelfer von Potsdam bis Petzow ...
Wozu das Gebelfer?
Ihr laßt euch peitschen von solchem Kujon?
Versammelt euch. Redet. Resolution.
Macht Justizreformierungspläne ...
Gibt es im ganzen Land so weit
keine, keine Gerechtigkeit? - Kaehne.

Die strittigen Geschichten über Petzow nehmen kein Ende. Die Dorfstraße, die geradewegs vom Schloß zur aussichtsreichen Dorfkirche auf dem Grellberg fuhr, heißt Zelterstraße. Bis 1981 stand an der Grellerbucht ein Wohnhaus, an dem eine Tafel angebracht war: „Hier ward Zelter geboren am 11.“

Dezember 1758." Während Fontane die Behauptung nicht bezweifelte, orientiert man sich heute doch mehr an Zelters Selbstbiographie, die dafür Berlin nennt.

Zelters Vater war jedenfalls zu dieser Zeit „Pächter der königlichen Ziegelei an der Grelle“, wo seit dem Mittelalter der berühmte Glindower Ton abgebaut und zu Ziegeln gebrannt wurde. Später verlor er den Pachtvertrag an den Konkurrenten Kaehne, der zweifellos die besseren Beziehungen hatte. Ob sein Sohn Carl Friedrich, der Goethefreund, Baumeister, Komponist und Direktor der Berliner Singakademie, nun da oder dort geboren wurde, wird wohl auch nichts daran ändern, daß der Initiator der gesangeseeligen „Liedertafel“ seit langem vergessen ist und von seinen vielen Liedern vielleicht noch „Der König von Thule“ und „Es ist ein Schuß gefallen“ gekannt werden. Im letzteren Lied fielen „die Spatzen von den Schrotten, der Schneider von dem Schreck, die Spatzen in die Schoten, der Schneider in den -“.

In Petzow war man da immer „couragierter“: Da wurde im Park, am Ufer des Haussees, noch kur vor dem Ende der DDR ein Findling für den Antifaschisten Dr. A. Mehlhemmer plaziert, der „am 10.5.1943 durch den Gutsbesitzer v. Kaehne erschossen“ wurde. Mehr weiß man nicht, mehr wird man wohl auch nicht erfahren. Mehlhemmer soll tatsächlich KZ-Häftling gewesen sein, und Kaehne soll nach der Kapitulation von der sowjetischen Besatzungsmacht in das „weiterbetriebene“ Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht worden sein, wo er 1946 starb. Aber das ist eine andere Geschichte.

Der Bürgermeister will hier nur „Altstandorte einer vernünftigen Nutzung zuführen“, einige Petzower wollen hier „nicht in Schönheit sterben“, und der Investor hat sich an die Fersen der bisher zu kurz gekommenen Nachfahren gehängt, die nun als auftragserwartende Architekten „mitwirken wollen, daß das, was meine Vorfahren angefangen haben, einigermaßen weitergeführt wird“. Natürlich plädieren sie für den Neubau ihres Fünf-Sterne-Hotels an der Grellebucht und gegen das Yachthotel im Schloß.

Ein neuer Streit hat begonnen; aber Schüsse fielen ;bisher noch nicht. Inzwischen hat man auch „feinere“ Methoden entwickelt, von denen das neunzigjährige Caputher Original Willi Aftring noch gar nichts ahnt. Er mag dieses Land an der Havel auch in stürmischen Zeiten. Immer ist er irgendwo, weil er „Hummeln im Hintern hat“. Vor allem aber ist er immer so schön neugierig. Seine großen und kleinen Geschichten, mögen sie vielleicht auch manchmal auf dem schmalen Grat zwischen Dichtung und Wahrheit wandern, schärfen den Blick. „So isses, mein Lieber, so isses.“